

AMY GENTRY

GOOD



AS

GONE

Ein Mädchen verschwindet.
Eine Fremde kehrt zurück.

ROMAN

C.Bertelsmann

hat's irgendwie verkauft. Eines Tages ist er einfach ohne Auto wiedergekommen.«

»Er hat Sie allein gelassen?«

»Ja. Er hat mich gefesselt und geknebelt, wenn er weg musste. Ich glaube, wir waren in Mexiko, als er das Auto verkauft hat, aber ich bin mir nicht sicher, weil meine Augen verbunden waren, und dann war ich lange Zeit hinten in einem Transporter.« Der Mit-Klebeband-gefesselt-in-einem-Transporter-Albtraum spult sich vor meinem inneren Auge ab. »Erst viel später hab ich kapiert, dass er mich verkauft hat.«

»Er hat was?« Overbey schaut abrupt auf.

»Er hat mich verkauft«, sagt sie. »An fünf Männer, vielleicht sechs.«

Harris nickt und wendet sich wieder ihrem Schreibblock zu.

»Haben diese Männer ...«

»Aber ja.« Mit kaltem, sprödem Lächeln. »Ja, allerdings.«

Ich muss die Augen schließen.

»Mrs. Whitaker, alles in Ordnung?«, höre ich Harris' Stimme.

Ich habe das Gefühl, mit geschlossenen Augen in kaltem schwarzen Nebel zu versinken, der an Armen und Beinen kribbelt. Ich höre, wie Overbey seine Kollegin korrigiert – »Mrs. *Davalos* hat ihren Mädchennamen beibehalten« –, und reiße ruckartig die Augen auf, doch es dauert etwas, bis sich die schwarzen Punkte verziehen.

»Schon gut«, flüstere ich. Ich möchte nach Julies Hand greifen, doch sie hält die Arme fest vor der Brust verschränkt.

»Könnten Sie Einzelne von ihnen identifizieren?«

»Ich hatte verbundene Augen«, wiederholt sie geduldig.

»Irgendwelche Akzente?«

Sie überlegt. »Ein paar von ihnen haben sich untereinander auf Spanisch unterhalten, aber besonders viel hat keiner geredet. Das waren jedenfalls ein paar Tage, glaub ich. Ich kann mich nicht so genau erinnern. Dann haben sie mich weiterverkauft. Diesmal an einen wichtigen Mann.«

Die Detectives tauschen vielsagende Blicke. »An wen?«

»Seinen Namen hab ich nie erfahren. Die anderen Männer haben ihn *el Jefe* genannt, wenn sie über ihn geredet haben, und ihn mit *señor* angesprochen.«

»Weiter«, sagt Overbey ruhig, während Harris wie wild kritzelt. »Woher wussten Sie, dass er wichtig war?«

»Er hatte eine riesige Villa, ein richtiges Anwesen, mit Bodyguards und Personal, und jede Menge Typen mit dicken Knarren, die sich von ihm Befehle geben ließen.« Sie macht eine Pause und holt Luft. »Fragen Sie mich bitte nicht, wo es war. Ich weiß es nicht. Ich bin nicht rausgegangen.«

»Wie lange nicht?«

»Acht Jahre.«

Später erzähle ich Tom so wenig wie möglich; nur so viel wie nötig zur Erklärung der endlos vielen Seiten mit Polizeifotos, die Julie auf dem Revier durchgeblättert hat; Fotos mexikanischer Männer Mitte fünfzig mit hoher Stirn und feistem Kinn. Ich berichte von den verschiedenen Stadien ihrer Gefangenschaft, lasse aber die Zigarettenbrandwunden weg, nachdem sie versucht hatte zu fliehen; von den jahrelangen Vergewaltigungen, aber nicht, wie sie davon gesprochen hat, als schildere sie die Handlung einer eher uninteressanten Fernsehserie. Ich erzähle ihm, dass ihr Geiselnnehmer sie sattbekam, aber nicht, dass sie ihm zu alt wurde, als sie kein Teenager mehr war; ich erzähle ihm, dass sie mit verbundenen Augen in einem Hubschrauber zum Dach eines Gebäudes in Juárez geflogen wurde, aber nicht, dass der Bewacher sie aller Wahrscheinlichkeit nach eher töten als freilassen sollte. Ich erzähle ihm, dass sie sich hinten im Laderaum eines Lasters versteckte, um über die Grenze zu kommen, aber nicht, dass sie sich vor der amerikanischen Grenzpolizei fürchtete, weil sie nicht wusste, ob sie nach so langer Zeit noch Englisch – oder überhaupt etwas – sprechen konnte. Dass sie an einer Ampel aus dem Laster sprang und wegrannte, aber nicht, dass sie sich viele Kilometer lang an der Zubringerstraße zur I-10 entlangschleppte, ohne vom Freeway aus gesehen zu werden, genau wie die Leute, die all ihre Habe in Plastiktüten an sich drücken und die man auf Parkplätzen von Raststätten geflissentlich übersieht.

»Mein Gott«, sagt er im Flüsterton. Als die Mädchen oben im Bett sind, sitzen wir beide am Küchentisch; eine sonderbare Rückkehr zu den Diskussionen, die wir vor langer Zeit hatten, über so banale Themen, dass mir unbegreiflich ist, warum wir uns damals die Mühe gemacht haben, das strikt unter uns abzuhandeln. »Sie glauben also, dass sie erst an einen Menschenhändlerling verkauft wurde? Und dann an einen Drogenbaron?«

Seltsam, wie sich das alles erst jetzt, da er diese Sätze laut ausspricht, zu einer Geschichte fügt, anders als bei dem Durcheinander an Worten im Verhörraum. »Es klingt ganz danach, ja.«

Tom beugt sich auf beide Ellenbogen gestützt am Küchentisch vor. Er ringt wirklich um Fassung, jeder Muskel ist angespannt.

»Nun, haben die Detectives das gesagt?«

»Eigentlich haben die kaum etwas gesagt«, antworte ich. »Sie haben nur ihre Aussage aufgenommen und Fragen gestellt.«

»Klar. Sie wollen nichts sagen, was uns aufwühlen könnte, beispielsweise, du weißt schon, *Menschenhandel* oder *Zwangsprostitution*. Das könnte ja bedeuten, dass sie davon wissen und nichts dagegen unternehmen können!« Bei diesem letzten Ausruf kippt Tom die Stimme, und er macht sich nicht mehr die Mühe zu flüstern.

»Es kann schon sein, dass sie etwas wissen. Harris hat was von einer Sondereinheit gesagt.«

»Ja, es gibt auf Landesebene eine Sondereinheit für Menschenhandel«, bestätigt Tom zu meiner Verblüffung. Mir fällt ein, wie viel Arbeit er da reingesteckt, wie vielen Suchorganisationen er sich angeschlossen hat, die Selbsthilfegruppe für Eltern vermisster Kinder, die Facebook-Seiten, und ich frage mich, welches Wissen er mir sonst noch voraus hat. »Die wurde vor ein paar Jahren ins Leben gerufen, nachdem eine große Reportage erschienen ist. Natürlich zu spät, um Julie zu helfen. Aber wir sollten wohl froh sein, dass sie ihnen helfen kann.« Er seufzt schwer. »Wie hat sie sich da drin gehalten?«

»Sie schien es ... gut zu verkraften«, sage ich. »Unter den Umständen. Ein Detective hat mir gesagt, dass sie unter Schock steht und eine Therapie braucht.«

»Natürlich«, sagt Tom. »Ich suche ihr jemanden. Ich ruf noch heute Abend an.«

3

Um durch die erste Woche zu kommen, gehe ich mit ihr zum Shoppen. Was sonst soll ich mit dieser Einundzwanzigjährigen anfangen, die als Ersatz für meine dreizehnjährige Tochter aufgekreuzt ist? Außerdem hat sie nichts anzuziehen. An den ersten paar Tagen leihe ich ihr Sachen von mir – sie ist näher an meiner Größe als an der von Jane –, aber ich habe ein ganz merkwürdiges Gefühl dabei, sie in einer meiner strengen schwarzen Tuniken zu sehen, das blonde Haar vom übergroßen Kragen verschluckt. Auf mich wirkt sie wie eine Anziehpuppe aus Papier, ausstaffiert für eine Beerdigung.

»Ich hab was bei Target zu erledigen«, schwindele ich. »Kommst du mit? Wir können dir was zum Anziehen besorgen.«

Julie war immer ganz versessen auf den Großeinkauf zum Schulanfang. Wie begeistert sie all die Hefte, Füller und Buntstifte in Lila, Pink und Glitzergrün ausgesucht hat! Als iTüpfelchen habe ich ihr nach dem Üblichen – Jeans, T-Shirts, Unterwäsche – immer ein komplett nagelneues Outfit extra für den ersten Schultag gekauft, das sie dann wochenlang an ihrem Türknäuf hängen hatte, während sie die Tage zählte. Ich gehe wieder in dasselbe Kaufhaus, Target, das sich in den acht Jahren natürlich kaum verändert hat, und frage mich, ob es bei ihr ähnlich angenehme Erinnerungen wie bei mir an eine unserer wenigen gemeinsamen Mutter-Tochter-Aktivitäten auslöst.

Doch als wir dann da sind, kommen mir die roten Wände irgendwie zu aggressiv vor, und vom Neonlicht, das die weißen Linoleumgänge grell ausleuchtet, kriege ich Kopfschmerzen. Julie folgt mir brav durch die Gänge, als wäre sie zum ersten Mal hier oder überhaupt in einem Laden, und ich zucke unwillkürlich zusammen beim Anblick der neonfarbenen Bikinis, sämtlich verheddert an ihren Bügeln, der Viskose-Minikleider, die unter dem Angebotsständer auf dem Boden liegen, und des schwarz-roten Zielscheiben-Logos, das über Wühltischen mit bunter Unterwäsche hängt. Wenn die Kleider in meinem Schrank zu freudlos für eine Einundzwanzigjährige wirken, so kommt mir hier alles zu billig und fadenscheinig vor für jemanden mit einem Gesicht wie Julies. Ich scheuche uns an der Bekleidungsabteilung vorbei, schnappe mir im Haushaltwarenbereich auf gut Glück einen Käsehobel, und wir stellen uns, ein wenig albern, an der Expresskasse an, um zu zahlen.

Julie stiert auf die Reihen von Schokoriegeln in ihren knallbunten Schachteln, und ich

staune, wie sehr es der Situation ähnelt, als ich mit Jane am Gepäckkarussell stand: das Schweigen zweier Menschen, die so tun, als sei es das Normalste von der Welt, kaum miteinander zu reden. Bei Jane weiß ich freilich, dass sie nicht reden will, jedenfalls nicht mit mir. Bei Julie – wer weiß. Doch ganz gleich, auf welches Gespräch mit ihr ich warte, wir werden es jedenfalls nicht an der Expresskasse im Target führen, auch nicht während der zwei zusätzlichen Minuten, in denen die Frau vor uns über einen Rabattpreis diskutiert. Die Geschichte habe ich gehört, doch wer weiß schon wirklich, was sie durchgemacht hat und wie es ihr damit geht? *Sieh sie dir jetzt an*, denke ich, *wie sie ins Leere starrt*.

Was aber nicht stimmt. Als wir aus dem Laden raus sind und ins Auto steigen, sagt sie: »Den Film hab ich geliebt.«

»Welchen Film?«

»*Die Traumprinzessin*.«

Da fällt mir ein, dass ich ihn am Verkaufsständer bei der Kasse gesehen habe. Von dem Film erinnere ich mich an kaum etwas, bis auf die ungewöhnlich grellen Farben. Es ist eine dieser Internatsgeschichten, weiß ich noch, in der sie fies zu dem Waisenmädchen sind. Sie sperren sie auf dem Dachboden ein. Ich verspüre einen Anflug von Panik.

»Du hättest was sagen sollen, dann hätten wir ihn gekauft.«

»Schon okay. Ich will ihn nicht haben.«

»Wir können zurückgehen.«

»Mom. Es ist mir bloß wieder eingefallen.«

Doch in dem anschließenden Schweigen ist mir zum Heulen zumute. Sie sieht aus dem Fenster und sagt: »Der indische Herr sucht überall nach ihr, um ihr das Erbe ihres Vaters zu überbringen, dabei stellt sich raus, dass sie die ganze Zeit direkt nebenan gewohnt hat.«

Ich versuche etwas zu sagen, bringe aber keinen Ton heraus.

»Daran hab ich manchmal gedacht«, sagt sie knapp, wie zur Erklärung, und wendet sich wieder mir zu. Der Schleier der Freundlichkeit hat sich wieder über ihre Augen gelegt. Draußen beginnt es zu regnen.

Wir rasen zu Nordstrom, wo ich ihr haufenweise Seiden-Tanktops, Designerjeans, Kaschmirpullis im Ultra-Schlussverkauf, Kragenhemden, Folkloreblusen und schlichte, hauchdünne T-Shirts für fünfzig Dollar das Stück kaufe. Ich kaufe ihr eine Handtasche, einen Geldbeutel, einen Gürtel. Ein Paar braune Kalbsleder-Slipper, weiße Sandalen und drei Paar Ballerinas in verschiedenen Farben, alles Markenware, aber mit dem Label innen, damit man nicht sieht, wie teuer sie sind. Aber ich weiß es.

Sie wird es auch wissen, obwohl ich mir die größte Mühe gebe, die Preisschilder vor ihr zu verbergen, nachdem ich sie dabei ertappt habe, wie sie eins an einer Bluse gemustert hat und sie dann unauffällig an den Ständer zurückhängen wollte. »Julie«, sage ich mit fester